



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus der Zeit des werdenden Bismarck. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sein will, was er heißt; seien wir aber auch dessen jederzeit eingedenk, daß ein Volk nur durch sich selbst groß bleibt. Müßten wir uns darum, jeder an seiner Stelle, zu treuer Mitarbeit an der Zukunft, damit das zwanzigste Jahrhundert, dessen Ende keiner von uns erleben wird, eine Zeit deutscher Größe werde, und diese Größe als eine fest begründete, wohlverdiente erscheine. Das walle Gott!



Aus der Zeit des werdenden Bismarcks

2



Als Bismarck für Frankfurt ernannt wird, erwartet man in den Briefen ein Wort der Freude oder wenigstens der Befriedigung. Nichts davon. Er spricht von einem Joch und bedauert, daß er nun die Hoffnung auf ein glückliches Stillleben mit Frau und Kindern aufgeben müsse. „Mir ist ganz weinerlich — heißt einmal —, wenn ich an dies plötzliche Umwerfen unsrer harmlosen Pläne denke.“ Auf noch viel größere Abneigung scheint aber die Wendung bei der Frau und der Schwiegermutter gestoßen zu sein. Da muß er beschwichtigen, erinnert daran, wie oft sie geklagt haben, daß man von oben her nichts aus ihm machte, versichert, daß er es nicht gesucht habe, und als das nichts hilft, erklärt er fest: es wäre feig, abzulehnen. Das Amt halte er für unfruchtbar und dornenvoll, aber seine Berufung und Kleists gleichzeitige Ernennung zum Oberpräsidenten seien ein öffentliches Pfand dafür, „daß die Regierung wirklich und gänzlich der Revolution abgesagt hat.“ Also wie bei seiner Stellung zur deutschen Frage, sogar bis zur Billigung von Olmütz leitet ihn auch bei der Übernahme des Gesandtenpostens sein konservativ-monarchisches Gefühl. Aber wenn er dieses dem Familienfrieden und dem Familienglück voranstellte, so hatte das einen tiefern Grund. Der kommt in dem Brief vom 3. Mai 1851 zum deutlichsten Vorschein in der schönen Stelle: „Ich wiederhole, ich habe mit keiner Silbe herbeigeführt oder auch nur erwünscht, was geschieht, ich bin Gottes Soldat, und wo er mich hinschickt, da muß ich gehn, und ich glaube, daß er mich schickt und mein Leben zuschneidet, wie er es braucht.“

Gottes Soldat! Erinnert das nicht an Luther in Worms? Jedenfalls giebt das Wort den besten Schlüssel zu Bismarcks streitbarem und unbeugsamem Charakter, zu der Entschlossenheit und Zähigkeit, aus der seine Erfolge entsprangen. Wir wissen auch aus Bismarcks öffentlichen Reden, wie er in schweren Kämpfen stand hielt, weil er sich als Werkzeug der Vorsehung ansah, wie er aus diesem Grunde seinem alten Kaiser über die ernstesten Verstimmungen hinweg die Treue hielt, und mehr als einmal finden wir in den bekannten

Briefen an Noon und die nähern Freunde das rührende: „Wie Gott will,“ wenn er vor Niedergeschlagenheit über verhängnisvollen Unverstand zusammenbricht. Aber wie stark der Glaubensgrund, auf dem Bismarck stand, wirklich war, und wie sehr er sein Schicksal und seine Bedeutung bestimmt hat, das erfahren wir zum erstenmal aus diesen neuen Briefen an die Braut und Gattin. Unbedenklich darf man darin den Hauptwert, jedenfalls den biographischen, dieser Veröffentlichung sehen.

Auch in seiner Religiosität ist Bismarck originell, sie ist echt aber zugleich frei. Ein eigentlicher Kirchenchrist war er nicht, und er wahrte sich jederzeit und überall auf diesem Gebiete die eigne Meinung. Er kritisiert seine Leibesprediger: „Büchsel höre ich übrigens doch lieber wie Knaak — heißt es am 29. März 1851 —; letzterer ist mir zu aufgeregt; wenn ich ihn gehört oder gesprochen habe, so macht er mich so mutlos, daß mein ganzes Christentum in Gefahr kommt zu wanken; ich kann ihn nicht vertragen, was ohne Zweifel ein schlechtes Zeugnis für die Kraft meines Glaubens ist, und ich bitte Gott um Kräftigung durch seinen Geist, denn ich bin wie eine lahme Ente am Rande seiner Wasser.“ Auf Zureden der Frau macht er immer wieder Versuche. Aber, schreibt er, „er überspannt mir die Saiten,“ er liebt ihn persönlich, wünscht, es gäbe mehr solche Zeloten, doch seine Anschauungen über Weltlichkeit und Sünde kann er nicht teilen. Büchsel ist dabei ebenso weit entfernt, ihn vollständig zu befriedigen, die mangelhafte Vorbereitung seiner Kanzelreden stößt ihn ab. Die feinern konfessionellen Unterschiede lassen Bismarck gleichgiltig, er besucht unionistischen, lutherischen, kalvinistischen Gottesdienst je nach Gelegenheit mit gleicher Andacht. Im Bekenntnis war Schleiermacher sein Ausgangspunkt; daß später Baur und die Tübinger Schule auf ihn Eindruck gemacht haben, ergibt der Brief vom 4. März 1847 — der längste der Sammlung, sieben Druckseiten. In ihm erklärt er, daß er nicht alles annehmen könne, was in der Bibel steht, und geht dann auf eine Kritik der Apostel im allgemeinen und der Paulinerbriefe im besondern ein. So begegnet sich Bismarck in seiner Stellung zu Kirche und Christentum ausnahmsweise in vielen Punkten mit den Liberalen. Aber er war keineswegs ein Freigeist im Sinne Lessings und der Aufklärung. Ob er alle vorgeschriebnen Wunder geglaubt hat oder nicht, ergibt sich ja nicht aus den Briefen; in der Hauptsache war er das Muster eines im Glauben wandelnden, durch und durch religiösen, demütigen Menschen, der sämtliche Güter der Erde nicht einen Deut höher schätzte, als sie wert sind, seine eignen Thaten und Gaben mit seinen Mängeln und Fehlern abmaß, das eine als Geschenk des Herrn, das andre als Buße und Prüfung hinnahm. Fest stand ihm Gottes Regiment über die Welt und jeden einzelnen Bewohner, fest Erbsünde und ewiges Leben. In der Bibel war er bewandert trotz einem Theologen, las täglich in ihr, am fleißigsten die Psalmen. Und wenn einmal Gedanken frommer Christen beim Genuß des heiligen Abendmahls gesammelt werden sollten, müßte entschieden Bismarcks Beitrag aus dem Brief vom 25. Februar 1851 mit hinein.

Aus den „Gedanken und Erinnerungen“ wissen wir, daß Bismarck lange Zeit den Pantheisten, vielleicht den Atheisten nahe gestanden hat. Er selbst setzt den Anfang seiner Bekehrung um das Jahr 1842 und führt sie auf den erneuten Verkehr mit seinem alten Schulfreund Moritz von Blandenburg zurück. Die Stelle, wo diese Wandlung erzählt wird, ist der die Sammlung eröffnende, aus dem Dezember 1846 stammende Brief, worin er bei Herrn von Puttkamer auf Reinfeld von einem Stettiner Hotel aus um die Hand der Tochter anhält. Es ist ein sonderbarer Werbebrief. Die Hergänge, wie er von Gott und dem Gebet abkam und endlich wieder dazu, beschäftigen den Schreiber so sehr, daß er sich über seine Gefühle und Vorsätze in Bezug auf die Erwählte ganz kurz faßt: Der Schritt, den ich thue — sagt er —, spricht darüber lauter und beredter, als Worte vermögen. „Auch mit Versprechungen für die Zukunft kann Ihnen nicht gedient sein, da Sie die Unzuverlässigkeit des menschlichen Herzens besser kennen als ich, und meine einzige Bürgschaft für das Wohl Ihrer Fräulein Tochter liegt nur in meinem Gebet und dem Segen des Herrn.“

Daß aber an der Vollendung dieser Bekehrung Bismarcks Braut und Frau einen großen Anteil gehabt hat, ist längst bekannt und wird durch die neuen Briefe von frischem und stärker bestätigt. Kein Geburtstag der Gattin, kein wichtiger Vorfall in seinem Leben, soweit es von den Briefen berührt wird, worin er nicht immer wieder schauernd seiner heidnischen Zeit gedächte. Von allem Glück, das die Ehe gebracht hat, ist ihm das höchste, daß er durch die Frau wieder zu Gott gelangte. Wenn unter den Rosenformeln, in deren Erfindung er unerschöpflich scheint, die Anrede „mein Engel,“ *mia angela* und *better half of myself* oder *b. h. of ours* verhältnismäßig oft wiederkehrt, so scheint uns das mehr als ein Scherz. Der Einfluß der Frau ging aber selbstverständlich weiter. Es galt an Bismarck zu erziehen. Das vulkanische Temperament, das ein Teil seiner Stärke war, hat ihm und seiner nähern Umgebung auch viel das Leben erschwert. Er geriet sogar gegen Freunde wie Gerlach in Wut und Zorn und war sich dieser Schwäche wohl bewußt. Besonders offen und reuig spricht er in einem Geburtstagsbrief an die Schwiegermutter (15. Oktober 1850) von seinem trotzigem Herzen, von den Ecken, die abzuschleifen sind, freut sich, daß er im Laufe der Zeit der Mutter mit immer weniger Krieg und immer mehr Frieden so nahe gerückt ist wie außer Johanna niemand, und bittet Gott, den jähren Zorn und die Unfreundlichkeit, die zufälliger Verdruß leicht in seinem äußern Wesen zu Tage treten läßt, bemeistern zu helfen und sein erlöstes Teil an ihm so zu kräftigen, daß es des Teufels Anteil totschlägt. „Gott wird ja beistehn, daß er Herr im Hause bleibt, und der andre sich höchstens auf dem Hausflur zeigen darf, wenn er da auch mitunter thut, als ob er der Wirt wäre.“

Nun gehört zum Erziehen Klugheit. Die hatte die Fürstin, das sieht man hinreichend aus ihren Bildern. Das andre mußte die Liebe geben und die Gottesfurcht. Denn die Naturen der beiden Gatten ergänzten sich nicht.

Bismarck war stark cholerisch, die Braut war zum mindesten nicht von der blonden Frauenart. Aus dem reichlichen Material zur Charakteristik der Fürstin, das in diesen Briefen vorliegt, hebt sich, vielleicht eine Folge der polnischen Abstammung der Puttkamers, als Hauptzug leichte Erregbarkeit heraus. Schon daraus, daß Bismarck seine Braut sehr gern neckt, sieht man, daß sie zur Schelmerei neigte. Aber bedeutend stärker muß ein Hang zur Melancholie gewesen sein. Bismarck kämpft oft in Scherz und Ernst gegen ihren Mangel an Selbstvertrauen. Es überfallen sie allem Anscheine nach Zweifel, ob sie für diesen Mann gescheit genug sei, ob er nicht in jeder Beziehung eine bessere Wahl hätte thun können. Da sagt er einmal (7. März 1847), es sei beleidigend zu glauben, daß er, der zehn Jahre unter den Rosengärten des nördlichen Deutschlands umhergewandelt, zuletzt mit beiden Händen nach einer „Butterblume“ gegriffen habe, und schließt, wäre er jetzt bei ihr, würde er ihr zu Füßen fallen und ausrufen: *Seannette, ich liebe Dir! Io ti voglio ben assai, I love you, je t'adore, mon ange!* So hat auch Bismarck seine Braut und Frau erzogen. Man muß es aber in den Briefen selbst nachlesen, mit welcher Zartheit der eiserne Mann seine Wünsche und Forderungen zum Ausdruck bringt. Auch wo er, wie in Krankheitsfällen, bei der Kinderbehandlung ganz andre Ansichten hat und sich ärgert, daß nicht danach gehandelt wird, nirgends die Spur eines unfreundlichen Worts. Nur in einem Fall wird er oft ungeduldig, wenn er lange auf Briefe warten muß; er verzehrt sich da vor Unruhe — aber Vorwürfe auch hier nicht!

So wurde denn durch das Verdienst beider Teile diese Ehe ein idealer Lebensbund. Die kleinsten Sorgen und Freuden des Paares stehn in diesen Briefen so gut wie die größten. Er klagt seiner Johanna, deren Namen er in sieben Sprachen, oft gleich hintereinander zu münzen liebt, wenn ihm die Haushälterin in Schönhausen die Wurstscheiben zu dünn schneidet, ihr schilbert er jede Blume, die ihn am Wege freut, mit demselben Eifer, mit dem er sie über die Verwicklungen hoher und niedrer Politik aufklärt. Überall, vielleicht mit Ausnahme von Bankgeschäften und Finanzverhandlungen, folgt sie ihm mit Verständnis, prüfend und wägend, oft in Frauenart Männerarbeit zur Herzenssache machend. So ist sie bis ans Ende sein höchstes Glück gewesen, wie er ihr höchster Stolz, die Unbill, die seinen Lebensabend trübte, ihr tiefster Schmerz und ein unsühnbares Leid war. So haben sie noch viele gesehen in Venedig an jenem Julisonntag, als der Gewaltige auf der Tribüne am Markt vor einer vieltausendköpfigen Corona von Studenten und bemoosten Häuptern die Diktatur abgab für die „Uriasbriefe.“ Dicht hinter dem redenden Gatten saß sie, seine Hand mit der ihrigen öfters berührend, Taschentücher zum Abtrocknen des Gesichts reichend, heiter lachend, als das Zitat aus „Götz“ kam, oder ein andrer Ausfall die Kommissarien und Zentrumsleute vernichtete, vorwiegend aber besorgt und mit den Augen zum Schlusse mahnend. Und er, der damals noch straff und blühend wie ein Gardehauptmann durch die Reihen

schritt, drei Jahre darauf ging er in gebeugter Gestalt pflichtmäßig den vorgeschriebnen Spaziergang durch den Park von Friedrichsruh dahin. Das war sieben Monate nach dem Tode der Gattin, mit der er eins gewesen war, wie es nur selten Eheleute sind. Blicke auch im Tischgespräch noch häufig die alte Frische und Kraft ursprünglich auf, die Nächstenstehenden hatten wohl Recht, wenn sie behaupteten, jetzt seufze er wie Wagners müder Botan nach dem Ende, und bereite durch Unfolgsamkeit den Ärzten schwere Stunden.

Das ist von dem menschlichen Ertrage der neuen Briefe der eine Teil. Von ihm kommt die Hälfte auf Rechnung der Fürstin und trägt die Grundsteine zu einem Denkmal für sie herbei. Es kann danach nur eine Frage der Zeit sein, daß auch ihre Briefe veröffentlicht werden, oder daß ihr eine ausführliche, aus authentischen Quellen geschöpfte Lebensbeschreibung gewidmet wird. Die eignen Kinder werden vielleicht der Ausführung dieses Plans Widerstand leisten, weil die Fürstin sich in ihrer Schlichtheit gegen einen solchen Gedanken gesträubt hätte.

Der andre Teil ist wichtig für manche Fragen, die der Entwicklung von Bismarcks Ausnahmennatur gelten. Den Umfang und die Größe der ihm von der Natur in Gemüt und Geist gelegten Begabung zu erkennen, bedurfte es keiner neuen Briefe. Es ist aber ähnlich wie mit Sonnenaufgang und Untergang. Wir werden bis zum letzten Tage nicht müde, sie zu bewundern. So freut man sich auch bei der Begegnung mit einem großen Manne immer wieder der Zeichen seines innern Reichtums. Solche tragen die Briefe an die Braut und Gattin in jedem Stück hinzu. Sein Humor, sein Übermut spielt hier fast noch frischer wie in den Briefen an Schwester Malwine. Die Anekdoten, die Karikaturen aus der höhern Gesellschaft zusammengestellt, würden ein hübsches Heftchen für sich allein geben, die Schilderungen von Land und Leuten in Heimat und Fremde, die zum erstenmal hier vorgelegt worden, sind ein Schmuck unsrer Nationallitteratur, die Züge, die das Bild eines auch körperlichen Kraftmenschen vervollständigen, in ihrer Art einzig. Alle die Zeichen der Größe sind aber hier so natürlich verbunden mit Äußerungen der Schlichtheit und besonders mit Beweisen des guten Herzens. Man lese nur, wie er als Deichhauptmann einen Beamten, der sich bei der Befichtigung verspätet hat, vornimmt und dann die Entschuldigung hört: eben sei ihm der einzige Sohn gestorben, wie er sich in Erinnerungen an die Knabenzeit — Geburtstag der Mutter, das Plamannsche Institut usw. — vertieft. Bei den Betrachtungen über das Gerippe seines Reitpferdes „Kaleb“ und an andern Stellen ist eine starke Neigung zur Sentimentalität gar nicht abzustreiten. Ja, er teilt mit dem gemeinen Mann auch den Aberglauben: das plötzliche Stehenbleiben einer alten Uhr kann ihn tief erschrecken und mit schlimmen Ahnungen erfüllen (23. Februar 1847). Eine besondere Klasse des gemeinen Mannes war bekanntlich der Bauer, und thatsächlich hat einer der zahlreichen Interviewer, die im Sommer 1890 in Friedrichsruh zugelassen wurden, den Einfall gehabt, das Thema Bismarck als Bauer durchzuführen.

Daß etwas Wichtiges in diesem barocken Gedanken steckt, beweisen die neuen Briefe sehr stark. Seine Unabhängigkeit und Unwürdigkeit verdankt Bismarck zum großen Teil dem Umstande, daß er die entscheidenden Entwicklungsjahre fern von der Großstadt verbrachte. Das Landleben war auf die Richtung seines Charakters und noch mehr seiner Bildung von demselben Einfluß, wie der religiöse Sinn seiner Frau auf die Weltanschauung, die ihn beseelte. Hier erwarb er sich die Freiheit von Moden jeder Art und das ungeheure Wissen auf erstaunlich vielen Gebieten. Unberührt von den Lockungen schaler Geselligkeit stellte er sich für seine freie Zeit ein geistiges Pensum, wie es nur wenige jemals bewältigt haben. Die frische Luft in Wald und Feld nahm den Tagesfragen, wenn sie bis Kniephof und Schönhausen kamen, alle künstliche Hitze und ließ ihn kühl und klar zum richtigen Maßstab greifen, wo die andern übertrieben und verkleinerten. Was Bismarck in den Jahren, wo er die väterlichen Güter wieder in die Höhe brachte, alles studiert hat, das erfahren wir in diesen neuen Briefen zum erstenmal. Die Naturwissenschaften sind darunter, die Chemie vor allem brauchte er für die Wirtschaft; zu seinem Vergnügen trieb er neue Sprachen. Nach Tisch ruht er sich immer mit einer Grammatik aus und freut sich, als er die Braut auch spanisch und polnisch begrüßen kann. Neben den Sprachen stand die Geschichte und — was viele frappieren wird — ein außergewöhnliches Quantum Poesie. Daß er unsre Klassiker und Shakespeare im Kopfe hatte, ist nichts neues. Aber der Braut teilt er Monate hindurch lange Gedichte und Auszüge aus englischen und französischen Dichtern mit. Byron liebt er, von Thomas Moore hat er eine geringe Meinung. Von den Deutschen bevorzugt er die Melancholiker, Lenau voran. Er hat auch Jean Paul gelesen, aber sein Hauptfach bleiben die reimenden Lyriker. Von da ist's nicht weit zur Musik. Man hört zuweilen: Bismarck sei unmusikalisch gewesen. Dem widerspricht schon, daß er in Frankfurt, in Berlin, in Friedrichsruh gern Musiker zu sich einlud, nicht bloß der Fürstin zuliebe, die ja selbst vorzüglich Klavier spielte. Sondern er ging dabei nach seinem eignen Geschmack und hielt sich an das Phänomenale. Große Stimmen wie Karl Hill, Emil Scavia hörte er gern, von Instrumentalvirtuosen Joseph Joachim. In den von früher bekannten Briefen an die Gattin und die Schwester ist viel von Beethovenschen Sonaten die Rede. So auch hier. Daneben aber auch von Schubertschen Liedern, von ungarischer Musik, von Don Juan, von Morlachischen Messen, von musikalischen Herren und Damen in der Diplomatenwelt; mit Moll- und Durtonarten operiert er viel zur Verdeutlichung von Stimmungen. Daß er aber in der Musik ein Urteil hatte, durch das er manchen Fachmann beschämen könnte, bezeugen zwei merkwürdige Stellen. Die eine spricht sich für Beschränkung des Gemeindegesangs zu Gunsten guter Chormusik in der Kirche aus (10. September 1849), die andre schildert, wie Meyerbeer in einem Zimmer über Bismarck am Klavier „franke, wütende Musik“ komponiert, immer je zehn oder zwölf Takte, die er fortwährend wiederholt und ändert (1857).

Auch die Lücken der geistigen Interessen, die in den Briefen hervortreten, sind charakteristisch für Bismarcks Anlage und für den Einfluß des Landlebens auf seine Entwicklung. Von Philosophie ist nicht viel die Rede, Spinoza, Feuerbach werden erwähnt, Hegel nennt er unverdaulich. Das litterarische Jungdeutschland schenkt er sich vollständig. Den bildenden Künsten hat er nur einmal, auf der Pariser Ausstellung, ein Stündchen gewidmet, sonst scheinen ihn weder in Wien, noch in Pest, Paris, Petersburg, Amsterdam die Museen gelockt zu haben. Er brauchte das nicht, den Bedarf an Plastischem hatte die Natur aus erster Hand bei ihm gedeckt. Wo er sich umfah, sogar wenn er in Meer und Fluß herumschwamm, saßen Auge und Kopf spielend leicht die schönsten Bilder.

Auch nicht einmal in den größten Umrissen läßt sich der Inhalt der neuen Bismarckbriefe erschöpfen. Man könnte tagelang daraus erzählen und kommt nur zu dem Ergebnis: Wer etwas ähnliches wie eine kleine Hausbibliothek hat, der stelle sie hinein! Bei einer neuen Auflage bitten wir um ein Register.



Ruhm und Lebensdauer



in Mann, der keineswegs immer bereit war, die Gegenwart zu loben, W. H. Riehl, äußerte gelegentlich, es zeige sich bei der gegenwärtigen Generation ein erfreuliches Bedürfnis der Gerechtigkeit darin lebendig, daß man keinem sein Denkmal vorenthalten wolle, der eines solchen würdig sei. Vielleicht spricht in Wirklichkeit bei der Neigung zum Denkmalsetzen und Gedenktagfeiern doch noch andres mit als der edle Trieb, jedem das Seine zuzuerkennen; ebenso wie sich bei dem so reichlichen Interesse an den Lebensumständen und Charakterzügen der berühmten Menschen oft mit der edeln Wißbegierde die ganz unedle Neugierde verbindet. Dem gegenüber ist es eine äußerst harmlose Frage, die nicht allzu oft gethan zu werden scheint, und deren Beantwortung auch mit der Gerechtigkeit etwas zu thun hat, nämlich die Frage, welches Lebensmaß denn eigentlich den einzelnen, deren Lebensgabe uns so bedeutend ist, zugemessen wurde, in welcher Spanne Zeit sie das geleistet haben, was wir ihnen verdanken, ob sie sich ruhig entfalten und ausleben durften oder vor dem früh nahenden Verhängnis eilend und bebend zu schaffen hatten, was ihnen auf der Seele lag. Freilich, von einer Anzahl der Berühmtesten weiß man es ja sehr wohl, man kann seit seiner Schulzeit deren Lebensjahre aufzählen, bei andern könnte man sie leicht berechnen. Aber eine vielseitigere Zusammenstellung und Vergleichung kommt uns nicht gerade leicht in den Sinn. Vielleicht leiht man also das Dhr, wo eine solche Rechnung einmal versucht wird.